

1. Aufgabe: Pflichtlektüre

Aufgabenstellung:

- 1. Interpretieren Sie die Textstelle; beziehen Sie das für das Verständnis Wesentliche aus der vorangehenden Handlung ein. (S. 107 ff. / Kap. 24: die Zeilenangaben in der Klassenarbeit beziehen sich auf den vorgelegten Text)**
- 2. Stamma „Agnes“, Frischs „Homo faber“ und Büchners „Dantons Tod“: Untersuchen Sie in einer vergleichenden Betrachtung die Bedeutung von Freiheit für den Ich-Erzähler in Stamma Roman, Walter Faber und Georg Danton.**

Benutzte Primärliteratur:

Georg Büchner, (B)	„Dantons Tod“, Erste Auflage 2002, Reclam
Max Frisch, (F)	„Homo faber“, Erste Auflage 1977, Suhrkamp
Peter Stamm, (S)	„Agnes“, Fünfte Auflage 2011, Fischer Verlag
	Ergänzungsblatt liegt bei, Änderungen „Agnes“ – Peter Stamm ab der 14. Auflage

„Lass dich von deiner Lektüre nicht beherrschen“ – Georg Christoph Lichtenberg. Dieses Zitat warnt vor der großen und einflussreichen Macht des Geschriebenen, welche den Leser in seinem Verhalten, seiner Person sowie seiner Wahrnehmung stark beeinflussen und verändern kann. Diese Problematik stellt in dem Roman „Agnes“ einen wesentlichen Teil der zentralen Thematik und zugleich den roten Faden der Lektüre dar, denn beide Protagonisten, sowohl Agnes als auch der Ich-Erzähler, lassen sich in ihrem wirklichen Leben von einer fiktiven Geschichte lenken. Diese bestimmt deren Realität und wird letztendlich zum Verhängnis für Agnes.

Der Roman „Agnes“ wurde von Peter Stamm 1998 verfasst. Er basiert auf der Geschichte eines Liebespaares, das sich kennen lernt, beginnt eine Beziehung zu führen und es jedoch aufgrund von Kommunikationsproblemen und Bindungsunfähig-

keiten nicht schafft, zueinander zu finden. Ihnen werden unter anderem auch durch eine fiktive Geschichte, die deren Realität bestimmt und zur Verschmelzung von Wirklichkeit und Fiktion führt, große Steine in den Weg gelegt.

Agnes und der Ich-Erzähler lernen sich in der „Chicago Public Library“ kennen. Sie treffen sich mehrmals und werden ein Paar. Da Agnes gerne ein Porträt von sich hätte, das sie so zeigt, wie sie denkt zu sein, bittet sie den Ich-Erzähler eine Geschichte über sie zu verfassen. Dieser willigt ein und schreibt. Er wandert mit jedem Geschriebenen immer weiter von der Vergangenheit in die Gegenwart, von dort in die Zukunft und er beginnt voraus zu schreiben, Zukünftiges gegenwärtig festzulegen. Die beiden nutzen die Geschichte als eine Art Drehbuch für ihr Leben und richten sich nach ihr. Agnes wird ungewollt schwanger, was zunächst zum Ende der Beziehung führt, doch die Fehlgeburt, welche sie erleidet, dient den beiden als Neuanfang und sie ziehen wieder zusammen. Die Geschichte über Agnes endet mit einem positiven Schluss, mit dem beide jedoch nicht sehr zufrieden sind. Heimlich ersetzt der Ich-Erzähler diesen durch einen anderen, negativen Schluss, den er schon vor dem positiven geschrieben hat. Als Agnes diesen an Silvester findet und sich genauso wie die Agnes in der Geschichte höchstwahrscheinlich das Leben nimmt und im Schnee erfriert, findet auch Peter Stamms Roman sein Ende.

Im Zentrum der Textstelle werden die Trennung von Agnes und dem Ich-Erzähler und die damit verbundenen Gefühle der Freiheit sowie seine Gedanken in Bezug auf das Kind thematisiert.

Agnes und der Ich-Erzähler haben sich kennengelernt und wurden ein Paar. Da der Ich-Erzähler Sachbuchautor ist und Agnes gerne wissen möchte, wie sie wirkt und was er von ihr hält, bittet sie ihn eine Geschichte über sie zu verfassen. Als die Geschichte letztendlich die Zukunft erreicht und der Ich-Erzähler beginnt, diese in der Gegenwart vorwegzunehmen, verfällt Agnes in alte Kindheits-Muster und wird zu der fiktionalen Agnes. Bei einem Ausflug in einen Nationalpark ist Agnes von Übelkeit geplagt und fällt in Ohnmacht. Einen Tag nach Halloween erfährt der Ich-Erzähler, dass sie schwanger ist, doch als sie ihm von der Schwangerschaft erzählt, ist dieser

wenig begeistert. Mit der Begründung, dass Agnes nicht schwanger wird, da die Geschichte das nicht zulässt, und den Vorwürfen der richtigen Agnes gegenüber, sie liebe ihn gar nicht, führt die Schwangerschaft zur Trennung der beiden. Während der Trennung trifft sich der Ich-Erzähler mehrmals mit Louise und genießt seine Freiheit.

Der Ich Erzähler kehrt von einem Treffen mit Louise allein in seine Wohnung zurück, da Agnes nach der Trennung ausgezogen ist.

Die Trennung von Agnes hat den Ich-Erzähler seine so begehrte und ersehnte Freiheit zurückgegeben, denn er kann nun wieder seine gewohnten Affären, ohne Gefühle, Nähe oder Emotionen fortführen. Während er „mit Louise zusammen [ist]“ (Z. 1-2), vergisst er, was geschehen ist, denn er „dachte nicht an Agnes“ (Z. 1). Das bedeutet, dass er jetzt, wo er von Agnes getrennt ist, bei Louise die Realität der Trennung vergessen kann und sich als Ablenkung in seine gewohnten Beziehungsmuster begibt. Mit den Worten „es ging mir gut“ (Z. 2) wird deutlich, dass sich der Ich-Erzähler bei Louise, die für ihn einfach eine Frau zum Amüsieren ist, wohlfühlt, da er dort keine Gefühle empfindet, die ihn bedrohen oder zu Gefahr werden könnten (vgl. S. 15). Doch nun kommt er von dieser Welt ohne Emotionen zurück in sein Zuhause, wo ihn alles an Agnes erinnert. Die Realität holt ihn ein und er fühlt sich wie in einem „Gefängnis“ (Z. 3). Hier wird er an alles erinnert, was einmal mit Agnes gewesen ist, und seine Gefühle, die er dabei empfindet, erdrücken ihn. Deshalb ist seine Reaktion, „die Wohnungstür einen Spaltbreit offenstehen [zu lassen]“ (Z. 4-5), gut nachzuvollziehen. Die Tür dient für ihn als eine Art Ventil oder Fluchtmöglichkeit und das Offenstehen ist antithetisch zum Gefängnis, wo die Türen verriegelt sind. Auch wenn er die Wohnung nicht wieder verlassen möchte, ist es ihm wichtig zu sehen, dass er es könnte, dass er vor den Gefühlen, die ihn übermannen, fliehen könnte, einfach, um sich sicher und ein Stück weit frei zu fühlen. Dieses Verhalten lässt sich auch auf seine Beziehungen übertragen. Er als Beziehungsphebiker braucht immer eine Möglichkeit sich aus einer festen Beziehung zu lösen, damit er unnahbar bleibt und das Gefühl von Kontrolle nicht verliert. Das Schließen der Tür, als er „Stimmen im Hausflur“ (Z. 5) hört, lässt sich darauf zurückführen, dass er gerne anonym und unbekannt bleibt, weshalb er nicht möchte, dass Fremde Zutritt zu seiner Wohnung haben, auch keinen Blick erhaschen. Schon nach einer „halbe[n] Stunde“ (Z. 6) hält er es in seiner Wohnung nicht mehr aus und flüchtet. Zunächst „in die Bibliothek“ (Z. 7-8), wahr-

scheinlich, weil dies ein Ort ist, an dem er sich Agnes näher fühlt, denn seit der Trennung sucht er diese ehemaligen Beziehungs-Orte oft auf (vgl. S. 96-97). Vielleicht auch, um sich seinen Gedanken an sie hinzugeben, seiner Fiktion, die durch solche Orte besonders belebt wird. Im „Café am Ende des Grant Park“ (Z. 8-9), ebenfalls ein Ort, der ihn an Agnes erinnert, gibt sich der Ich-Erzähler wieder seiner Fiktion hin und denkt „an das Kind“ (Z. 10). In der Realität kann der Ich-Erzähler es nicht akzeptieren, ein Kind zu haben, denn er „[kann sich] nicht vorstellen“ (Z. 12), wie das sein würde. Deshalb flüchtet er in die Fiktion und beschäftigt sich in Gedanken damit, anstatt bei seiner schwangeren Freundin zu sein. Das Kind steht in der Wirklichkeit seines Lebens für eine Spur, etwas, was er unbedingt verhindern möchte, denn „[er] möchte keine Spuren hinterlassen“ (S. 28). Er will nicht ewig leben; - doch er kann nichts daran ändern, denn „selbst wenn [er] Agnes nie wiedersähe, würde [er] Vater sein“ (Z. 14-15). Diese Erkenntnis, dass das Kind in der Realität so oder so als eine Spur von ihm existiert, veranlasst den Ich-Erzähler umzudenken, denn, er „ertrage es nicht, dem Kind nie zu begegnen“ (Z. 17-18). Diese Tatsache der Realität lässt den Ich-Erzähler von der Wirklichkeit in die Fiktion wechseln und die Geschichte von dem ungeborenen Kind aufschreiben. Er lässt es „am vierten Mai“ (Z. 22) zur Welt kommen, was er leicht berechnen konnte, doch die Frage nach dem Namen des Kindes, des Mädchens, kann er nicht so leicht beantworten, weshalb er es nach der Kellnerin tauft, der ersten Frau, der er begegnet, seit er begonnen hat, die Fiktion niederzuschreiben. Der Name „Margaret“ (Z. 29) ist also willkürlich ausgesucht, was vermuten lässt, dass es dem Ich-Erzähler wohl nicht so viel bedeutet, wie das Kind heißt. Er beschreibt nun eine glückliche Zukunft, die er, Agnes und das Kind gemeinsam erleben. Sie gehen jeden Tag „spazieren“ (Z. 31) und überlegen, „welche Dinge sie Margaret kaufen“ (Z. 32). In der Fiktion ist der Ich-Erzähler bereit für das Kind, denn durch die Geschichte über die gemeinsame Zukunft kann er die Situation kontrollieren. Er gibt sich seinen Vorstellungen voll hin, da er weiß, dass er bestimmt, was als Nächstes passiert. Dies gibt ihm ein Gefühl der Sicherheit, lässt ihn jedoch die Wirklichkeit verdrängen. An der aufgeschriebenen Diskussion über die Spielsachen für Margaret zeigt sich, dass der Ich-Erzähler ihr lieber weibliche Spielzeuge, wie „Puppen“ (Z. 34), und Agnes lieber männliche, wie „Flugzeuge [oder] Computer“ (Z. 35-36), schenken wollen. Diese Aussagen stehen sich antithetisch gegenüber und verdeutlichen zum einen das sachliche, mathematische und strukturierte Denken der

Physikerin Agnes und den Ich-Erzähler als Gegenstück dazu. Zum anderen kann man erkennen, wie unterschiedlich die beiden in dieser Sache denken. Die Aussage des Ich-Erzählers „Mit meinem Buch kam ich gut voran, trotz der Arbeit, die das Kind uns machte“ (Z. 46-47), unterstreicht das Wunschdenken von ihm, mit seinen Büchern erfolgreich zu sein, denn er schämt sich für die magere Ausbeute seines bisherigen Lebens, er hat noch nicht viel erreicht (vgl. S. 30). Zudem beschreibt der Ich-Erzähler diese Zeit als den „glücklichste[n] Sommer [s]eines Lebens“ (Z. 47-48) und Agnes sei auch so „zufrieden wie selten zuvor“ (Z. 48-49) gewesen. Diese glückliche Zukunft, welche sich der Ich-Erzähler in seiner Fiktion ausmalt, veranlasst ihn dazu, das Kind auch in der Realität zu akzeptieren und die Fiktion in Wirklichkeit zu verwandeln, denn er ist sich jetzt sicher, dass „Agnes und [er] wieder zusammenkommen“ (Z. 52-53). Hier wird das Ursache-Wirkungsprinzip von Fiktion und Wirklichkeit sehr deutlich, denn das Kind in der Realität ist Ursache und Auslöser dafür, dass sich der Ich-Erzähler in seine Fiktion begibt. Diese Fiktion ist nun wieder der Auslöser für den Wandel seiner Einstellung in der Wirklichkeit, welcher er sich hingeben möchte. Er schreibt „einen Brief an [Agnes]“ (Z. 53-54) und geht mit seiner neu gewonnenen Sicht nach Hause. Zuhause holt ihn die Realität wieder ein, denn er hört das „Telefon klingeln“ (Z. 57) und eine „Kollegin von Agnes“ (Z. 58) ist am Apparat. Die Worte der Kollegin „Agnes ist krank“ (Z. 64), holen den Ich-Erzähler in die Wirklichkeit voller Emotionen und Gefühle zurück. Das bedrückende Gefühl, das ihn nach dieser Aussage erfasst, ist zu viel für ihn, weshalb er sich mit der Frage „Was spielt ihr?“ (Z. 66) versucht davon abzulenken. Er möchte die Gefühle, die dieser Anruf bei ihm ausgelöst hat, rationalisieren, damit er sich und die Situation wieder unter Kontrolle bekommt. Doch Agnes' Freundin lässt sich davon nicht ablenken und der Versuch des Ich-Erzählers scheitert. Sie sagt, Agnes brauche seine Hilfe und auch, dass er bitte zu ihr gehen solle (vgl. Z. 69-73). Der Ich-Erzähler verspricht „Agnes zu besuchen“ (Z. 75-76) und das Telefonat ist beendet. Überfordert mit der ganzen Situation und überwältigt von der Realität versucht der Ich-Erzähler wieder die Kontrolle zu erlangen und bringt Distanz zwischen ihm und den Geschehnisse der Wirklichkeit, indem er sich „ein Bier aus dem Kühlschrank holt“ (Z. 77). Die Tatsache, dass er den geschriebenen Brief an Agnes „[zerreißt]“ (Z. 76), unterstreicht, dass er jetzt, wo ihn die Realität wieder eingeholt hat, nicht mehr dazu bereit ist, seine Fiktion in die Wirklichkeit umzusetzen, denn ihm wird bewusst, dass er das nicht kontrollieren kann und

fühlt sich von seinen Gefühlen bedroht. Jetzt bricht seine übliche Angst vor der Ernsthaftigkeit und Länge seiner Beziehung zu Agnes durch. Das „für immer“ (Z. 80) ist die typische Angst eines Beziehungsphobikers und begründet zugleich seine Aussage, „nur ohne sie das Gefühl, frei zu sein“ (Z. 82) gehabt zu haben, obwohl er glücklich gewesen“ (Z. 81) ist. Er kann in einer Beziehung nicht frei sein, da er sich durch zu viel Nähe und Gefühle schnell eingeengt fühlt. „Freiheit war [ihm] immer wichtiger gewesen als Glück“ (Z. 82-83). Auch wenn er mit Agnes noch so glücklich war, hat ihm die Beziehung zu ihr die Freiheit genommen. Er kann in einer ernsthaften Beziehung nicht beides sein und zieht aus Angst und dem Verlangen nach Kontrolle und Distanz die Freiheit dem Glück vor. Diese Unstimmigkeit, nicht gleichzeitig glücklich und frei sein zu können, wenn er zu Agnes zurückkehrt, begründet auch sein Zögern, bis er sich „am dritten Tag endlich [entschließt], sie zu besuchen“ (Z. 87-88). Er benötigt drei Tage, um sich sicher zu sein, Agnes überhaupt einen Besuch abzustatten. Seine Angst, sich in ihrer Nähe und der Beziehung zu verlieren, hat ihn gelähmt. Dass er es dann nach seinem Entschluss umso eiliger hat und „nicht noch mehr Zeit“ (Z. 89) verlieren will, deutet darauf hin, dass er nun keine Zeit mehr haben will, sich diese Entscheidung nochmal zu überlegen. Er will seinen gefällten Entschluss durchziehen. Deshalb nimmt er „gegen [seine] Gewohnheit ein Taxi“ (Z. 88-89). Dass er vor seinem Besuch noch bei der Buchhandlung stoppt und „nach einem Buch über Babys“ (Z. 91-92) fragt, zeigt, dass er nicht mit leeren Händen bei Agnes auftauchen möchte. Das Buch soll eine Geste der Entschuldigung sein und ihr verdeutlichen, dass er das Kind und sie möchte. Der Titel des Buches „How to Survive the First Two years“ (Z. 93) ist sehr passend, da die Situation einer realen, glücklichen Familie alles andere als einfach für einen Beziehungsphobiker wird. Der Titel zeigt im übertragenen Sinne also auch, wie der Ich-Erzähler die ersten Jahre in seiner festen Beziehung überleben soll. Der Ich-Erzähler hat sich trotz seines Zögerns und Haderns dazu entschieden, gemeinsam mit Agnes das Kind großzuziehen.

In den drei Werken „Agnes“ von Peter Stamm (S), „Homo faber“ von Max Frisch (F) sowie „Dantons Tod“ von Georg Büchner (B) spielt die Bedeutung der Freiheit für die Protagonisten der Werke eine signifikante Rolle, welche im Folgenden in einer vergleichenden Betrachtung dargestellt wird.

Ein Vergleichsaspekt in Bezug auf die Freiheit sind die Frauenbeziehungen der Protagonisten. Der Ich-Erzähler im Roman „Agnes“ möchte in einer Beziehung nicht nur glücklich, sondern auch frei sein, denn „Freiheit war ihm immer wichtiger gewesen als Glück“ (S. 110, (S)). Um diese Freiheit zu erlangen, muss er eine Distanz zwischen sich und seinem Partner schaffen, was jedoch dazu führt, dass er das Glück der Beziehung gefährdet, denn durch die Distanz zwischen Agnes und ihm läuft deren Beziehung nicht mehr gut. Zudem schafft er die Distanz, indem er Agnes durch die fiktive Geschichte kontrollieren will. Er beginnt nicht mehr die lebende Agnes, also die reale, zu lieben, sondern nur die leblose Agnes, zu der er eine Distanz hat, denn durch diese Kontrolle und Distanz kann sich der Ich-Erzähler frei fühlen. Dies begründet auch sein „seltsames Gefühl, [...], daß [er ihr] ganz nahe sei“ (S. 99 (S)). Dieses Gefühl hat er, als Agnes schlafend neben ihm im Park liegt. Die regungslos schlafende Agnes kann er kontrollieren, weshalb er eine große Zuneigung verspürt, die er bei der lebenden, selbstbestimmenden Agnes nicht hat. Auch Walter Faber braucht in seinen Frauenbeziehungen eine gewisse Freiheit und Abstand. Er lässt keine Gefühle zu und auch, wenn er mit Ivy eine Beziehung führt, ist der emotionale Abstand zwischen den beiden deutlich erkennbar. „[Er weiß] wenig von Ivy“ (S. 64, (F)). Dies zeigt, dass deren Beziehung auf körperlicher Ebene verläuft und nicht auf emotionaler. Faber mag es genauso wenig wie der Ich-Erzähler, die Kontrolle in der Beziehung zu verlieren, weshalb er es hasst, wenn Ivy es schafft, ihn zu verführen, was durch seine Aussage „[sie] verführte mich bloß, damit ich mich haßte“ (S. 66, (F)), deutlich wird. Faber und der Ich-Erzähler ähneln sich in dieser Hinsicht sehr, denn beide wissen durch ihre Distanz wenig über ihre Partnerinnen und beide wollen aufgrund des Kontrollverlangens ihre Freiheit erhalten und keine Gefühle und damit verbundene Nähe zulassen. Der Protagonist Danton steht jedoch in leichtem Gegensatz zu den anderen beiden. Er definiert seine Freiheit nicht durch Distanz und Kontrolle, sondern durch seine Lust, auch in einer Beziehung das zu tun, wonach es ihm beliebt. Seine Freiheit besteht darin, mit derjenigen zu schlafen, mit der er schlafen möchte, obwohl er in einer festen Beziehung ist. Danton unterscheidet das Körperliche und Emotionale, weshalb es ihm gelingt trotz emotionaler Bindung an Julie frei zu sein. Er liebt seine Frau über alles. Seine Liebeserklärung „Nein Julie, ich liebe dich wie das Grab“ (S. 5, (B)), verdeutlicht dies, denn der lebensmüde Danton sehnt sich nach nichts mehr als Ruhe, welche er im Grab findet. Trotz seiner großen Liebe

zu Julie braucht Danton seine Freiheit, um sein Leben als Epikureer auszuleben. Deshalb schläft er oft mit Grisetten, die für ihn jedoch lediglich Schönheit und nichts Emotionales bedeuten. Durch dieses Handeln, was eigentlich ein Betrug an Julie ist, was er jedoch nicht als Betrug sieht, da er, wie gesagt, Körperliches und Emotionales unterscheiden kann, erlangt Danton die gewünschte Freiheit in seiner Beziehung.

Neben den Frauenbeziehungen lassen sich ebenfalls die Freundschaften und sozialen Kontakte der Protagonisten in Bezug auf die Freiheit vergleichen. Walter Faber ist ein Mann, der grundsätzlich gerne allein ist, denn „er [ist] froh, allein zu sein“ (S. 7, (F)). Zudem ist er jedoch auch ein Mann, der einige Bekannte und Freunde, wie beispielsweise Dick oder Williams, hat. Daraus lässt sich schließen, dass Faber in seinen sozialen Beziehungen und Freundschaften gerne auch mal das Alleinsein und den Abstand genießt. Er braucht also auch in seinen Freundeskreisen eine gewisse Freiheit, um allein zu sein und zur Ruhe zu kommen. Er macht sich nicht von seinen Freunden abhängig, sondern genießt auch gerne den Zustand einfach bei sich selbst zu sein. Auch der Ich-Erzähler ist in Bezug auf seine sozialen Kontakte sehr eigen. Er hat im Gegensatz zu Faber nicht viele Freunde, denn er „kannte kaum jemanden in der Stadt“ (S. 14, (S)). Der Ich-Erzähler ist also eher ein Einzelgänger, der sich nur dann frei fühlen kann, wenn er alleine ist und niemanden an sich heranlassen muss. Denn genauso wie bei seinen Frauenbeziehungen will er auch bei seinen Freundesbeziehungen die Kontrolle nicht verlieren und wahrt deshalb zu jedem Menschen, der ihm emotional nahe kommen könnte, eine Distanz. Er ist ein introvertierter Mensch, der das Gefühl hat sich zu verbiegen, wenn ihm andere zu nah kommen. Deshalb hat er das Gefühl der Freiheit nur, wenn er emotional an niemanden gebunden ist. Nur dann kann er er selbst und frei sein. Auch in diesem Punkt sind sich Faber und der Ich-Erzähler in gewisser Weise ähnlich, denn beide empfinden die Freiheit dann am stärksten, wenn sie emotional ungebunden sind. Aber auch für Danton hat die Freiheit in Bezug auf seine Freunde eine große Bedeutung. Danton ist im Gegensatz zu Faber und dem Ich-Erzähler ein Mann mit vielen sozialen Kontakten, der gerne Zeit mit anderen verbringt. Jedoch steht seine Freiheit er selbst zu sein, der lebensmüde, fatalistische Danton zu sein, zwischen ihm und seinen Freunden. Da seine Freunde von ihm erwarten, dass er sich bemüht aus der Revolution eine Republik zu machen, und verlangen, dass er sich politisch wieder mehr engagiert, fühlt sich Danton nicht wohl in ihrer Nähe. Seine Aussage: „Ich muss fort, sie reiben mich mit ihrer Politik

noch auf“ (S. 8, (B)), zeigt deutlich, dass er sich unter diesen Umständen in der Gesellschaft seiner Freunde nicht frei fühlt. Er hat das Gefühl, sie verbiegen ihn zu jemanden, der er im Moment nicht sein möchte, weshalb er sich nur in Gesellschaft der Grisetten, seiner Frau Julie oder alleine wirklich frei fühlen kann. Sein Bedürfnis der Freiheit und die damit verbundene Inaktivität seinerseits in Bezug auf die Politik stehen wie eine Barriere zwischen ihm und seinen Freunden.

In Verbindung mit diesem sowie dem ersten Vergleichspunkt lassen sich die Folgen, die die Freiheitsbedürfnisse der Protagonisten mit sich bringen, vergleichen. Da, wie bereits gesagt, Dantons Bedürfnis nach Freiheit zwischen ihm und seinen Freunden steht und der Spalt immer größer wird, hat Dantons Untätigkeit letztendlich als Folge seine Hinrichtung und die seiner Freunde. Hätte Danton die Warnungen seiner Freunde beachtet, wie „Du stürzest dich durch dein Zögern ins Verderben, du reiße alle deine Freunde mit dir“ (S. 31, (B)), dann hätte er sein Freiheitsbedürfnis für einen kurzen Moment bei Seite gelegt, sich politisch engagiert, so wie seine Freunde es von ihm verlangt haben, und verhindern können, dass sie alle am Ende sterben. Danton hat völlig ausgeblendet, dass seine Freunde und deren Leben von ihm und seinem Handeln abhängig sind. Er hat sich von ihnen distanziert, um frei sein zu können, hat dabei jedoch nicht bedacht, dass sein Nichtstun schwere Folgen mit sich bringt. Er muss für seine Untätigkeit die Verantwortung übernehmen, da er die Schuld trägt. Auch beim Ich-Erzähler bedingt sein Freiheitsbedürfnis negative Folgen. Der Ich-Erzähler hat, um sich in seiner Beziehung ein wenig frei zu fühlen, die Geschichte über Agnes erfunden, da er so Distanz und Kontrolle erlangt, was ihm zur Freiheit verhilft, da er sich keiner lebendigen Nähe hingeben muss. Doch diese Geschichte, quasi die Waffe seiner Freiheit, führt letztendlich dazu, dass Agnes höchstwahrscheinlich ums Leben kommt, denn der Ich-Erzähler hat einen negativen Schluss geschrieben, in dem Agnes erfriert. „Dann kniete sie nieder, legte sich hin und drückte ihr Gesicht in den pulvrigen Schnee.“ (S. 157, (S)) Er schrieb den Schluss, obwohl er wusste, dass Agnes sich mit der fiktiven Agnes identifiziert und die Möglichkeit besteht, dass sie so handeln könnte. Dem Ich-Erzähler ist seine Freiheit wichtiger als Agnes, denn er riskiert es, sie zu verlieren, nur damit die Geschichte ihm zu seiner Freiheit verhilft. Man erkennt also, dass sowohl Dantons als auch die Bedürfnisse des Ich-Erzählers nach Freiheit als Konsequenz den Tod einer oder mehrerer geliebter Personen mit sich bringt. Auch Walter Fabers Freiheitsbe-

dürfnis hat negative Folgen. Durch den Abstand zu seinem Freundeskreis, dem Bedürfnis allein zu sein, hat er auch niemanden, auf den er hören kann, niemanden, der sieht, wie krank er ist und niemanden, der ihm das sagt. Die Konsequenz daraus, dass er selbst nicht merkt, wie krank er ist, oder es verdrängt und dass er niemanden hat, der es ihm sagt, führt zu seinem Tod, da sein Magenkrebs zu spät diagnostiziert wird. Zwar bittet ihn Ivy einmal einen Arzt aufzusuchen, und er verspricht „endlich zu einem Arzt zu gehen“ (S. 61, (F)), jedoch vergisst er es, denn „ich vergaß sogar, in Paris zu einem Arzt zu gehen“ (S. 99, (F)). Faber hat durch sein Freiheitsstreben und den damit verbundenen Abstand also sein Leben aufs Spiel gesetzt, denn er hat zum einen so gut wie keinen, der ihm sagt, wie krank er ist, und zum anderen hört er nicht darauf, falls es ihm jemand sagt, denn er ist der Meinung, er selbst sehe die Welt so, wie sie ist, und würde es deshalb auch erkennen, wenn er krank wäre. Es lässt sich also sagen, dass sowohl bei Danton als auch bei Walter Faber die Folgen der Freiheit deren eigener Tod sind.

Der Stellenwert der Freiheit spiegelt sich auch in den jeweiligen Berufen als Rollen und Identitäten wider. Dantons Beruf als revolutionärer Politiker sollte ihm wie auf den Leib geschneidert sein. Doch am Anfang des Buches wird er dieser Rolle nicht gerecht, da er seine Identität, geprägt von Fatalismus, Nihilismus und Epikureismus, verloren hat. Er hat sein Leben verfehlt, da er seiner Rolle als Politiker nicht gerecht wurde, auch hat er Schuldgefühle wegen der Septembermorde, Ausruf: „September“ (S. 41, (B)). Nun versucht er mit Hilfe der Freiheit seine Identität zu finden, doch auch das gelingt ihm nicht, da er von seinen Freunden wieder in die Rolle des Politikers gedrängt wird und vor Ende der Revolution stirbt. Die Freiheit, seine Identität zu finden und seiner Rolle zu entfliehen, hat ihm das Leben gekostet. Auch der Ich-Erzähler entspricht nicht seiner Rolle des Sachbuchautors, denn er ist „nicht besonders stolz darauf, Sachbücher zu schreiben“ (S.20, (S)). Deshalb entflieht er ihr, indem er die Geschichte über Agnes verfasst. Durch die Freiheit, seine Rolle nicht anzunehmen, bringt er Agnes wahrscheinlich ums Leben. Bei Walter Faber entspricht die Freiheit in seinem Beruf als Techniker seiner Rolle, so dass Faber viel zu spät von seiner Rolle frei kommt und deshalb auch viel zu spät erkennt, wie es um ihn steht. „Mein Hirngespinnst: Magenkrebs“ (S. 178, (F)). Wäre er früher von seiner Rolle frei gekommen und hätte den Wandel hin zu seiner Identität früher durchgemacht, dann wäre sein „Hirngespinnst“ früher real geworden und er hätte vielleicht überlebt. Die

Freiheit spielt bei allen drei Protagonisten eine große Rolle in Hinblick auf ihre Rollen und Identitäten und die damit verbundenen Tode.

Der hohe Stellenwert der Freiheit für die Protagonisten drückt sich in vielen Aspekten aus und es wird deutlich, dass die eigene Freiheit nicht immer Freiheit, Leben, gar Glück für andere bedeutet, oft nicht ´mal für einen selbst.

.

.

Nun möchte ich nochmal auf mein Zitat vom Anfang eingehen: „Lass dich von deiner Lektüre nicht beherrschen“ – Georg Christoph Lichtenberg. Wenn man sich wie Agnes von einer Lektüre beherrschen lässt, dann gibt man seine Freiheit auf, um eine Rolle zu spielen, die nicht der wahren Identität entspricht. Dadurch riskiert man, sein Leben zu verfehlen und damit sein Glück.

Auch in der heutigen Berufswelt hat Freiheit für die Menschen eine große Bedeutung. Sie wollen frei Entscheidungen treffen und nicht von anderen bestimmt werden. Doch oftmals ist genau das nicht möglich, denn Vorgesetzte, Chefs oder Abteilungsleiter können über sie bestimmen und verfügen. Dadurch ist deren Freiheit oft sehr groß und die der anderen entsprechend reduziert. Deshalb müssen diese Menschen darauf achten, dass sie mit ihrer Freiheit die der anderen nicht zu sehr einschränken. Dies gilt nicht nur im Beruf, grundsätzlich müssen wir aufpassen, dass wir mit unserer Freiheit andere Personen in ihrer Freiheit nicht einengen, da es so zu folgenreichen Konsequenzen kommen kann – wie im Buch „Agnes“. Denn dadurch, dass der Ich-Erzähler aus seinem Freiheitsbedürfnis heraus die Geschichte schrieb, hat er Agnes´ Freiheit eingeschränkt, was ihr zum Verhängnis wurde.

Zusammenfassend: Man sollte seine Freiheit und seine Person nie über die einer anderen stellen – die Mahnung aller drei Pflichtlektüren.